

The background of the cover is a deep red color with a complex, textured pattern. It features wavy, undulating lines that resemble the surface of a brain or perhaps a topographical map. The texture is three-dimensional, with ridges and valleys. The overall effect is organic and somewhat unsettling.

JULIA FRIESE
MTTR
ROMAN

WALLSTEIN

Julia Friese
MTTR

Julia Frieese

MTTR

Roman



WALLSTEIN VERLAG

»Mean Time To Recover bzw. auch Mean Time To Repair (abgekürzt jeweils MTTR) wird als die mittlere Reparaturzeit nach einem Ausfall eines Systems definiert. Diese gibt an, wie lange die Wiederherstellung des Systems im Mittel dauert. Sie ist somit ein wichtiger Parameter für die Systemverfügbarkeit.«

Alessandro Birolini: Zuverlässigkeit von Geräten und Systemen. 4. Aufl. Springer, Berlin u. a. 1997, S. 245.

1

Heute Morgen saß sie mir im Rücken. Die Kälte. Tropfte meinen Körper herunter. Glitt mir über die Beckenknochen in die Beine. Legte sich über meine Knie. Rutschte. Sammelte sich in meinen Füßen. Beinen. Als hätte mein Körper versucht, sie auszuschwitzen. Die Kälte. Aber die letzte Membran konnte sie nicht überwinden. Ihr Kondenswasser steht mir bis zu den Knien. Wie Stiefel. Unter der Haut. Kalte, schwere Stiefel stehen unter meinem Schreibtisch, neben einem Container. Auf Rollen. Denn alles muss in Bewegung sein im Büro. Laufen. Das ist nicht der Ort, an dem man innehält. Friert. Das ist der Ort, an dem Zeit in Geld gemessen wird. Also stellt man selbst die Schränke auf Rollen, um sie schnell zu sich zu rollen. Wie auch die Schubladen. Auf und wieder zu. Denn Zeit ist Geld. Das leere Regal neben mir fordert. Ordner soll ich anlegen und Unterlagen abheften. Es meint es nur gut, glaubt, mein Zeuge zu sein, denn es sieht mich jeden Tag, weiß aber eben doch nichts über mich. Wie Yelda.

Im Büro sitzt sie mir gegenüber. Auf Polstern so grau wie Beton. Es sind nicht Yeldas Polster. Das Büro hat sie ihr geliehen. Es gibt uns so viel. Das Büro macht uns effizient. Lässt uns überhaupt erst funktionieren. Es ist schon beeindruckend, was sie können, diese zwei miteinander verbundenen Räume. Und die Männer. Sitzen am Fenster zur Straße. Sie sind älter als wir, miteinander reden sie nie. Also wenn sie sprechen, dann am Telefon. Ansonsten sind sie still, denn sie arbeiten. Was Yelda und mir Auf-

forderung ist, auch zu schweigen. Also zu arbeiten. Dafür bezahlen wir sie, die Männer. Wir mieten eigentlich nicht die Schreibtische, die Regale und rollenden Container, die brauchen wir eigentlich nicht. Wir brauchen die Männer. Denn ohne sie würden wir miteinander reden. Yelda und ich. Unsere Arbeit funktioniert nur so, wie wir sie uns eingerichtet haben. Die Männer haben sich ihr Büro eingerichtet. In ihren Regalen stehen Ordner, ihre Schreibtische sind übersät mit Unterlagen und Einladungen, Stiften und Radiergummirest. Und im Strom ihres Arbeitens – zwischen ihnen – schwimmen zwei Teppiche. Jeden Tag kommen sie zur exakt gleichen Zeit in das Büro. Hängen ihre Mäntel und Parka an die Haken neben der Tür. Reden noch kurz, zwei Sätze, drei Sätze, bis sie dann sitzen. Aufstehen tun sie nur, um sich Kaffee aufzubrühen. In der kleinen Kochzeile, da stehen sie dann, warten darauf, dass aus Wasser und Bohnen eine Auszeit wird, während ihr Blick durch unser Zimmer kreist.

Ob wir uns nicht mal ein Bild mitbringen wollten? Oder eine Lampe?

Bilder und Lampen scheinen für sie Dinge zu sein, die im Überfluss vorhanden sind. Zuhause. Das muss für sie sein wie ein Wald, in dem man irgendeinen Ast einfach abbrechen kann, ohne dass es dann an Ästen fehlt. Yelda und ich aber wohnen in keinem derartigen Wald. Wir haben uns zwar noch nie gegenseitig besucht, aber ich bin mir sicher, dass unsere Wohnungen sich gleichen. Sie sind Lichtungen. Leer. Uns gehört kaum etwas. Wir haben das Internet.

Ich friere. Ziehe den Rollcontainer an mich heran. Seine unterste Schublade habe ich nicht ganz geschlossen, weil es schnell gehen musste. Als ich die Dinge hi-

neingelegt habe, von denen ich nicht weiß, warum ich sie überhaupt besitze. Gekauft habe.

Seltsame Dinge sind mit mir passiert in den vergangenen Monaten. Vor zwei Wochen war ich bei meiner Gynäkologin. Obwohl mir nichts fehlte, bin ich auf den gynäkologischen Stuhl gestiegen, und meine Gynäkologin hat den langen, weißen Schallkopf in mich hineingeschoben. Zwischen meine Beine. Um es mir dann noch mal zu attestieren: Mir fehlte nichts. Das sah sie auf ihrem Bildschirm, dass mir nichts fehlte. Ein Rauschen war da, grau und weiß. Und darin sah sie nichts, was ihre Besorgnis hätte erregen können. Nichts, womit sie hätte etwas verdienen können. Ich war völlig umsonst da. In meinem langen, grauen Sweatshirt, mit dem Blick auf meine Beine. Oberschenkel. Im gleißenden Licht der Praxis sahen sie noch blasser aus. Weißer. Fleisch und Knochen eingeschlagen in Pergament, durch das sich rote Zacken versuchten hindurchzukämpfen. Ein Gewitter vor den Augen der Ärztin, der ich meinen Intimbereich öffnete wie ein Bilderbuch. Fleischig. Nass. Ihr Ultraschallgeber in diesem aufgeschlagenen Ich. Dass ich das auch bin – das zwischen meinen Beinen –, das versteht man ja gar nicht. Wenn ich sage, das bin ich, dann meine ich mein Passbild. Meinen Kopf. Hals. Alles bis zu den Schultern. Ich meine nicht die roten Zacken unter meiner Haut oder die Zyste am rechten Eierstock. Die ist immer noch da und weiterhin unauffällig. Dennoch, sagte die Gynäkologin, sollten wir sie weiterhin beobachten. Und ich nickte, obwohl weder sie noch ich diese Zyste jemals beobachtet hatten oder beobachten würden. Die Gynäkologin wird sie immer wieder neu feststellen, ausmessen und dann vergessen. Wie mich. Meine Akte. Ohne Ver-

gessen wäre das alles ja auch gar nicht auszuhalten. Die Zyste erscheint uns immer wieder neu, und das zitternde Fadenkreuz misst sie aus. Fünf Zentimeter. Es ist ein Ritual, das wir seit Jahren pflegen. Ich werde dabei immer auf meine Beine in den Halterungen starren und meine Füße so drehen, dass meine Socken nicht in die Nähe des Gesichts der Ärztin kommen.

Mein Intimbereich – ja. Aber doch nicht auch noch meine Füße. Socken. Und wie immer wird sie kaum etwas sagen, denn mir fehlt nichts. Hat nie etwas gefehlt. Und trotzdem hatte ich diesen Termin ausgemacht. Zur Kontrolle, hatte ich am Telefon gesagt. Und das stimmte schon. Ich hatte etwas kontrollieren wollen. Etwas wissen wollen. Über mich. Meine Familie.

Ich habe zwei Tanten, aber keine Cousine, keinen Cousin. Meine Tanten haben nicht gekonnt, was meine Mutter gekonnt hat. Die Organe in ihren Bäuchen sind verwachsen. Zusammengegangen zu einem schmerzenden Großorgan. Eine Familie. Die man ihnen entnehmen musste. Herausoperieren. Endometriose.

Vertrauen ist gut, Kontrolle ist besser, dachte ich. Und die Gynäkologin bewegte den Ultraschallgeber in mir. Suchte. Zeigte mit dem Finger auf den Bildschirm. Da sei etwas. Weißes. Es sehe wie Flüssigkeit aus, sagte sie. Es sei anzunehmen, dass ein Eisprung stattgefunden habe. Wenn ich schwanger werden wollen würde, solle ich Folsäure nehmen, sagte sie. Und wenn ich innerhalb eines Jahres nicht schwanger geworden wäre, solle ich wiederkommen. Dann könne man gucken, was man mache. Woran es liege. Aber jetzt. Erst mal. Sähe alles normal aus, sagte sie. Und ich verließ die Praxis ohne Rezept und Überweisung. Normal.

Es war eine Zeitverschwendung, mich zu untersuchen, dachte ich, in diesem Aufzug, mit dem ich runterfuhr, von der Praxis in das Einkaufszentrum. Und ich ahnte es schon. Dass ich es jetzt wieder tun würde. Das, was ich in den vergangenen Monaten so oft getan hatte, nicht nachdenken, in die Drogerie gehen, auf dem direkten Weg zu den Schwangerschaftstests, dann zwei Gänge weiter zu den Packungen mit Folsäure. Tabletten sind das, sie stehen bei den Vitaminen für Haut, Haare und Knochen. Ihre Schachtel ist rosa und rot. Für Frauen, kann man darauf lesen. Frauen mit Kinderwunsch und Frauen in Schwangerschaft und Stillzeit. Nach der Packung zu greifen, fühlt sich verboten an, jedes Mal wie Klauen. Im Kaufhaus. Große Pause. Oberstufe. Zwei BHs ohne Sicherung. Der Puls und die schnelleren Schritte, zwischen den Leuten hindurch, die das doch bemerken mussten. Auch wenn sie mir den Rücken zudrehten, mussten sie mich jetzt doch sehen und wer weiß was über mich denken. Schwangerschaftstests und Folsäure. Als wäre ich so eine. Die das will. Schwanger werden. In meinem Sweatshirt an der Kasse, der Blick auf meine Turnschuhe. Nicht hochgucken. Auf das Kassenband. Schwangerschaftstests und Folsäure wie Rasierklingen und Schlaf-tabletten. Waffen. Für Frauen, die sich den Puls nicht auf-, sondern nur ein bisschen anritzen wollen. Die im eigenen Leben zurücktreten wollen. Hinter sich. Neben sich. Ganz langsam. Ausbluten und nie wieder richtig wach sein. Bleiben, aber verschwinden. Hohläugig. Rundwangig. Ein Hologramm mit zwei »m«. Mama.

Unter lautem Krach fiel der Einkauf in die silberne Koppel am Ende der Kasse. Wie indiskret sie ist. Vulgär. Wie sie ausstellte, was ich anstellte. Als wäre das alltäg-

lich. Die KassiererIn schockierte auch gar nichts mehr. Hatte all das schon zu oft gesehen. Nahm mein Geld. Gelangweilt. Scheine zu Münzen. Und die Glastür wich mir aus. Dahinter der Strom der Kaufenden, ich ging unter. In leeren Blicken und vollen Tüten bis zur Drehtür. Draußen – in der Kälte – dann wieder dieser Impuls, den Einkauf wegzuschmeißen. Aufzuhören. Was soll das denn? Was mache ich denn? Seit Wochen. Monaten. Immer wieder. Warum denn?

Ich suchte einen Mülleimer. Dachte noch, es wäre besser, den Einkauf auf den Mülleimerrand aufzulegen, damit ihn jemand anders sich nehmen konnte. Jemand, dem er keine Waffe, sondern von Nutzen sein würde. Notwendig sein würde. Aber ich fand keinen Mülleimer, denn es steht kein Mülleimer auf diesem Weg, den ich immer gehe und der mich wieder mit sich riss. Runter. In die Unterführung. Hellblaue Kacheln. Gründelnde Menschen. Noch mehr Plastiktüten. Gelbes U-Boot unter der Stadt. Einsteigen. Abtauchen. Immer der gleiche Weg. Die gleichen Gesichter und keine Regungen. Automatische Türen. Im Stoß hinaus. Hochschwimmen. Zu den immer gleichen Hochhäusern. Wohnhaus. Wohnhaus. Schneiderei. Vietnamesen, Türken und im Erdgeschoss unser Büro.

Hinter der Tür tauchte ich wieder auf.

Yelda. Hi. Erst Lachen. Dann irgendwas erzählen und dabei bücken. Die Schublade klemmte. Was, wenn sie sah. Fragte. Ich stopfte Schwangerschaftstests und Folsäure in den Rollcontainer. Er klapperte. Unterste Schublade. Ich redete ununterbrochen, nur nichts gefragt werden. Setzte mich. Rollte vor. Und lachte so – über irgendetwas, das ich gerade erzählt hatte. Ich öffnete das Notebook. Ein neuer Tag. Arbeitstag.

Und im ganzen Büro gehört mir nichts, außer ein Dutzend Waffen.

Ich friere. Die anderen sind zum Mittagessen gegangen. Ich hatte ihnen gesagt, dass ich mir ein Mittag heute nicht leisten könne, und die anderen sagten, sie gäben mir eine Suppe aus. So hatte ich das nicht gemeint, sagte ich, mir fehle es nicht an Geld, mir fehle es an Zeit. Ich hätte noch nicht genug Zeit dieses Tages mit Arbeit verbracht, um mir ein Mittag erlauben zu können, sagte ich. Also eigentlich sei es nicht mal Zeit, die mir fehle, es sei mehr ein Gefühl. Zufriedenheit. Ich sei mit mir selbst noch nicht zufrieden genug, um essen gehen zu können, sagte ich, und sie raschelten mit ihren Mänteln. Öffneten die Tür. Winkten, gingen, und die Tür fiel zu.

Stille.

Jetzt ist da nicht mal das Ticken einer Uhr. Da ist nur mein Frieren zwischen den Schulterblättern und in den Beinen diese Kälte. Schwere Kälte. Nasse Kälte. Ich beuge mich vor. Zur Schublade, die unterste, ich muss an ihr rütteln, ziehen. Dann habe ich sie in der Hand, die Packung. Ultrafrüh steht darauf. Ultrafrüh ist sechs Tage früher, das steht darunter. Ich gehe zur Toilette des Büros. Es ist ein Badezimmer. Eigentlich ist das Büro eine Wohnung. Gewesen. Gegenüber der Toilette hängt ein Spiegelquadrat. Da war mal ein Waschtisch. Die Schatten an der Wand verraten ihn, er hat die Seiten gewechselt. Das Spiegelquadrat leistet einem Gesellschaft in Minuten, in denen man wirklich keine Gesellschaft will. Aber es hat Anstand. Es hängt hoch. Macht einen zu dem, was man ertragen kann. Zum Passbild. Da sind nur meine

Schultern, mein Hals und Gesicht. Meine Hände – die, die eine Waffe halten – sehe ich nicht.

Seltsame Dinge sind mit mir passiert in den vergangenen Wochen. Monaten. Abends. Wenn ich aus dem Büro nach Hause kam und noch allein war, ging ich in die Küche. Trank. Eine Karaffe Leitungswasser, aus dem Kühlschrank. Ich leerte sie, um sie danach gleich wieder zu befüllen. Zurückzustellen, neben Eier, Bier und Milch. Dann zur Toilette, eine Packung aufreißen und die Beschreibung lesen, als wüsste ich es nicht längst, wie das geht. Die Packung in den Müll schmeißen. Dann mit dem Arm hinterher – in den Müll –, die Packung richtig hinunterdrücken, unter die Taschentücher, Shampooflaschen. Sich dann auf die Toilette setzen. Den Herzschlag im Hals. Auf den Test pinkeln und über die Hand. Wie warm das immer ist. Wie rührend, dass der Körper das macht. Alles aufwärmt, was man in ihn hineingibt. Dann die Hand hochziehen. Warten. Während Urin vom Stäbchen auf meine Oberschenkel tropft und mein Blick an den Fersen des Kontrollstreifens haftet, wie er langsam durch das kleine Fenster läuft, feucht, rosa, aber das zweite Fenster immer weiß blieb. Und ich war erleichtert. Jedes Mal erleichtert und am Boden zerstört. Ich verstand es nicht. Verstand nicht mal, was ich hier machte. Was war das? Etwas, über das ich nicht redete, das mit mir ausgeführt wurde. Ein Modus, der mit mir ablief. Warum, weiß ich nicht. Auch Tage später, wenn ich zu bluten begann, wieder der Modus. Und mit ihm die innere Leere. Mein Blut schien mir zu bestätigen, was das Außen so häufig signalisierte: du nicht. Egal, ob sechs Tage früher oder später. Du bist unbewohnbar. Allein. Mit dir und in dir allein.

Nach Jahren, fast Jahrzehnten, sah ich es mir zum ersten Mal an, das Blut auf dem Toilettenpapier. Klumpig ist es, als wäre etwas darin. Fliege in Erdbeermarmelade. Sei doch dankbar, sagte ich zu mir. Du existierst nur um deiner selbst willen. Kannst machen, was du willst. Nachts Eis essen. Mit dem Suppenlöffel aus dem Eiskarton. Und die Zunge gegen das Fenster pressen. Kannst das Küchenfenster ablecken und dich auf einen Boden legen, den niemand ablecken sollte. Kannst bäuchlings durch das Treppenhaus robben und betrunken an die Wände schreiben. Kannst dein Leben wie eine Wiedergutmachung leben. Für damals. Immer wieder sonntags Periodenabfälle vom Huhn. Mit einem Perlmutterlöffel und Salz. Dazu Brötchen. Das macht man so. Nachts Eis essen. Das macht man nicht. Sich auf den Boden legen. Macht man nicht. Zunge ans Fenster. Macht. Man. Nicht.

Schwanger werden. *Asozial*, hatte sie gesagt. Meine Mutter. Damals, als Judith Kowalski schwanger war. In der zehnten Klasse. *Asozial*. Mit ihren Absätzen auf dem steinernen Küchenboden. Jeder ihrer Schritte hallte.

In der Schulzeit schwanger werden ist das Letzte. Hat sie gesagt. Das ganze Leben ist dann versaut. *Asozial* war in den Augen meiner Mutter vieles. Mit dem Bus zur Arbeit fahren und Satellitenschüsseln auf dem Balkon. Die Bettwäsche aus dem Fenster zur Straße hängen und auf Stühlen vor dem Hauseingang sitzen. Die *Hotvolee* ist nebenan eingezogen, sagte meine Mutter. Und die *Hotvolee*, das waren Ausländer. Nicht gut betucht. Putzfrauen. Gastarbeiter. Immer schlimmer wird das, hat meine Mutter gesagt. Wie die Kaninchen, hat meine Mutter gesagt. Wie kann man nur so viele Kinder haben. *Asozial*. Wenn sie im Park saßen. Familien, wenn sie da

tanzten und aßen, ist meine Mutter schneller gegangen. Das macht man doch nicht. Essen im Park. Grillen schien ihr etwas sehr Intimes zu sein. Nur unter Ausschluss der Öffentlichkeit legt man Fleisch auf Feuer. Hat man keinen eigenen Garten, macht man das nicht. Gar nicht. Man feiert nicht öffentlich. Lebt nicht öffentlich. Lebt hinter zugezogenen Gardinen. Draußen nicht. Unter anderen nicht. Mit anderen nicht. Im Stechschritt ist meine Mutter vorbeigegangen. Komm, hat sie gesagt und mich gezogen. Nimm dir kein Beispiel, hat meine Mutter gesagt. Immer dann, wenn sie sich geekelt hat. Und sie ekelte sich leicht. Zu leicht. *Asozial*.

Ich uriniere über meine Hand. Und sehe mich selbst, mein Passbild. Eingerahmt von personalausweisfarbenen Fliesen. Blassbeige, leicht ins Grünliche gehend. Seit fünf Monaten leben wir zusammen. Erk und ich. Seit fünf Monaten gehe ich in Drogerien, kaufe Schwangerschaftstests und Folsäure. Ich nehme sie jeden Morgen. Nach dem Zähneputzen. Gegessen habe ich heute noch nichts. Nicht gearbeitet, nichts erreicht. Aber Folsäure geschluckt.

Ich friere. Fünf Minuten, heißt es, müsse man auf das Ergebnis warten. Aber warten muss man eigentlich nur, um herauszufinden, ob wirklich alles in einem tot ist. Dass da Leben ist, das sieht man sofort. Der Urin tränkt das Vlies der kleinen, weißen Fenster. Sein Kondensstreifen ist rosa. In beiden Fenstern rosa. Ich weine.

Hinter der Toilettentür ist immer noch das Büro und niemand da. Ich bin alleine mit Rollen. Sie stehen. Ich stehe. Nur die Zeit nicht. Ich sehe hinüber zum Schreibtisch. Er ist, wie ich ihn verlassen habe, sechs Minuten früher.

Oder sechzehn Minuten früher? Ich friere. Ein Gefühl für Zeit habe ich nicht. Uhrzeit ist Gewalt. Jeder Moment wirft sich über mich wie eine Welle. In jede Annehmlich- und Unannehmlichkeit tauche ich ab. Länger als eine Stunde gehen sie nie Mittag essen. In diesen ganz kleinen Restaurants kommt das Essen in weniger als einer Viertelstunde. Nur ein winziges bisschen wird da gekocht, während der Gast auf Bänken und wackligen Stühlen sitzt. Man soll nicht verweilen. Man soll das Notwendige verrichten, das einen von der Arbeit abhält. Essen. Gegessen haben. In einem ganz kleinen Zeitfenster. Ich stehe. Friere. Aber meine Rechte ist noch immer warm.

Ein Kind wollte ich nie *jetzt*. Und nie gehabt haben. Es sollte etwas sein, das in der Zukunft liegt. Immer später. In der Zukunft, die mir als Kind an die Tafel gemalt wurde, die ich abgeschrieben hatte, auswendig gelernt. Familienleben. So wird es später. Irgendwann. Nicht jetzt.

Vor dem Fenster zum Hof steht ein Baum. Ich weiß nicht, was für ein Baum das ist. Ich kenne mich überhaupt nicht aus mit Bäumen. Ich verstehe Bäume nicht. Dafür bin ich zu sehr Mensch. Wurzeln sagen mir nichts. Gar nichts. Denn Menschen haben sie nicht gemacht. Sie waren einfach schon da. Menschen schlagen keine Wurzeln. Sie finden sie vor. Nachdem sie geboren werden, stolpern sie darüber. Fallen. Ich stehe.

Und hinter dem Baum ein grauer Container. Auf Rollen. Müll verstehe ich. Müll ist menschliche Natur. Meine Natur. Noch vor Minuten habe ich Müll produziert. Ich kann die Packung des Tests nicht wegschmeißen. Nicht hier. Jetzt. Ultrafrüh. Ich will nicht, dass Müll etwas über mein Inneres verrät, das ich selbst noch nicht verinnerlicht habe. Ich bin schwanger.

Als ich das letzte Mal an dem Schreibtisch saß, vor Minuten, da war ich noch nicht schwanger. Also ich war es schon, aber ich wusste es nicht, und alles, was mir nicht bewusst ist, bin ich nicht. Schwanger. Das ist mir passiert, wie der Mittag. Jeden Tag. Habe ich schon genug gearbeitet, um – überrollt. Jeden Tag werde ich überrollt. Von Strukturen. Uhrzeiten. Yelda.

Sie kommt als Erste rein. In diesem dicken Mantel. Die Mäntel der Männer sind dünner. Da seid ihr ja wieder, sage ich. Und bin ertappt. Denn ich stehe. Einfach so im Raum. Packung und Test hinter meinem Rücken. Ich tue etwas, das man nicht macht. Man steht nicht einfach so mitten im Raum, ohne etwas zu tun. Das machen Menschen nicht. Das ist nicht richtig, obwohl nichts daran falsch ist.

Yelda sagt, sie habe Suppe gegessen. Macht eine schmatzende Bewegung mit dem Mund und klappt ihr Notebook auf. Ihre Haare fallen ihr über die Schulter. Schräg guckt sie mich an, während sie ihren Stuhl so an sich heranzieht, dass sie sitzen kann. Ich stehe noch immer. Friere.

Ist alles in Ordnung mit dir?

Man spricht nicht mit Fremden. Auch nicht mit denen, die man jeden Tag sieht. Willst du eine rauchen?

In geöffneten Mänteln stehen wir draußen. Blicken auf die andere Straßenseite. Einen Altkleidercontainer. Yelda sagt, ihre Suppe sei so warm und scharf wie Schnupfen gewesen. Sie sagt das, damit es nicht still ist. Weil ich still bin. Ich muss etwas sagen, weiß aber nicht, ob. Und wie. Ihre Tochter. Wie geht es ihr? Yelda nimmt ihr Handy aus der Manteltasche und zeigt mir Fotos.

Ihre Tochter ist drei und Yelda jeden zweiten Tag al-

lein. Ist das nicht ideal, habe ich sie mal gefragt. Ein Leben mit Kind und ein Leben ohne. Alles haben. Und das beinahe zur gleichen Zeit. Wir waren im Auto. Mittags. Auf dem Weg von der Markthalle zurück zum Büro, und Yelda steckte den Schlüssel in die Zündung. Fuhr nicht los. Sah mich nicht an. Sagte, dass sie die Hälfte der Kindheit ihres Kindes verloren habe. An eine fremde Frau und einen Mann, der ihr fremd geworden war. Und auf der Stelle hatte ich verschwinden wollen. Aus diesem Auto. Diesem Büro. Träumst du, fragt Yelda. Ihr Gesicht direkt vor meinem Gesicht. Wie ein Mond. Ein freundlicher Mond. Aus einem Kinderbuch.

Ich weiß nicht, sage ich. Ich stehe schon den ganzen Tag neben mir.

Yelda greift in ihren Mantel. Zigarette?

Ich schüttele den Kopf. Muss ich das jetzt erklären? Warum ich zum Rauchen rausgehe, obwohl ich nicht rauchen will? Aber Yelda fragt nicht. Yelda steckt sich eine Zigarette an. Und die Schachtel wieder in die Manteltasche.

Ich bin schwanger, sage ich dann. Und etwas in mir lacht sich tot.

Yelda dreht sich, guckt mich an. Ihr offener Mund sucht etwas in meinem Gesicht. Findet es nicht. Also ruft er, was er weiß. Meinen Namen. Packt mich an den Schultern. Kurz. Alter, Teresa, sagt sie. Schreit spitz auf. Fällt mir um den Hals. Jetzt müsste ich natürlich mit ihr schreien und zerfließen. Also vor Freude. Aber ich stehe. Fest. Steif. Allein mein Mund macht irgend so ein Lächeln.

Ich friere schon den ganzen Tag, sage ich, als würde das was erklären.

Hormone, sagt Yelda.

Ausreden, immer nur Ausreden. Was anderes habe ich nicht parat.

Ich habe Angst, sage ich.

Normal, sagt Yelda.

Das ist alles so unrealistisch, sage ich, und Yelda lacht. Sagt irgendwas. Sehr schnell. Weil schnelles Reden ein Zeichen für Aufregung ist. Freude ist immer Bewegung. Ihre Hände an meinen Schultern. Noch mal dieses Schütteln. Ich stehe. Friere. Und über unseren Köpfen ist Rauch.

Yelda tritt ihre Zigarette aus.

Seit wann weißt du es?

Mittagspause. Ich nicke mit dem Kopf zur Tür. Auf der Toilette, sage ich. Und Yelda lässt sich gegen mich fallen. Teresa. Sie strahlt. So laut in mein rechtes Ohr. Die Männer hinter der Wand, dem Fenster, die müssen das doch hören. Müssen ihre Augenbrauen über randlose Gläser heben.

Was machst du denn noch hier? Geh nach Hause, sagt Yelda. Genieß diesen Moment. Ich weiß nicht, sage ich. Mein Oberkörper ist starr. Vor Angst. Schuld. Solcher, die man fühlt, nachdem man gelogen hat. Mit jedem Gang in die Drogerie. Mit diesem Test. *Ich bin schwanger*. Wie kann man etwas in sich erleben, das mit dem eigenen Leben nichts zu tun hat?

Schluss jetzt, sagt Yelda. Geh nach Hause. Sie nimmt ihre Hände, stemmt sie mir in den Rücken und schiebt mich durch die Tür. In den Flur. Das geht natürlich nur unter Lachen, denn wenn dabei nicht gelacht wird, ist es Gewalt, dieses Schieben. Vor der Tür zum Büro bremsen sie, drehe mich um.

Kein Wort. Drinnen, sage ich.

Klar, sagt Yelda, und um so jäh ausgebremst nicht ins Schlittern zu kommen, zwinkert sie mir zu. Ich öffne die Bürotür. Ziehe meinen Mantel nicht aus, aber das Ladegerät des Notebooks aus der Steckdose. Lege es auf den Boden meiner Tasche und das Notebook darüber. Sehe noch mal nach. Auf dem Schreibtisch. Aber da ist nichts. Im ganzen Büro ist nichts mehr von mir zu sehen außer einer geöffneten Schublade. Mit Folsäure. Ich denke an Fernsehen. Tatort. Denke daran, dass das Offensichtlichste meistens stimmt. Ich habe einen Termin, sage ich in das Zimmer zur Straße hinein. Und höre Mineralwasser perlen. Unter Schreibtischlampen. Zwei Finger an die Schläfe. Ein Nicken. Tür auf. Tür zu.

Draußen ist mein Frieren keine Außerordentlichkeit.

2

Zu Hause schießt Wärme aus der Sprühstrahldüse. Wie Nadeln in mein Genick. Erschieß mich, sage ich häufig. Zu mir. Wenn ich die Gedanken an das, was ich gesagt oder getan habe, nicht ertragen kann. Halt die Klappe, sage ich auch. Zu mir. Meinen Gedanken. Wenn man Stille will, muss man harsch sein. Jeden Ton im Keim ersticken. Vernichten. Unter dem Druck des Wassers schmelzen meine Haare zusammen. Hängen wie Gummi von meinem Kopf. Werden Zeuge, wie mir die Farbe vom Gesicht gesprengt wird. Aus Alabaster wird Weiß. Blau. Wird eine rote Nase und kleinste, graue Löcher. Furchen auf meiner Stirn enden, wie sie beginnen. Irgendwo. Nichts an mir ist symmetrisch. Nicht mal das Grau unter meinen Augen, deren Wimpern schwinden wie Farbe aus einem Pinsel.

Nass passt mein Kopf zu meinen Brüsten. Zu meinem Bauch. Hüften. Zu all dem, was ich nicht föhne, schminke, modelliere. Die Frau ist von mir runtergewaschen. Cis ging mit einem Zisch in den Abfluss. Und ich in die Knie. Auf dem Grund der Wanne ist meine Nacktheit akzeptabel. Richtig. Ich lege mich hin. Die Knie zum Bauch. Liege auf der Seite. Halte den Duschkopf. Lasse ihn über mir kreisen. Wasser wie Wärme. Nähe. Mit dem Fußballen verstopfe ich den Abfluss. Damit sie an mir hochkriecht. Links, rechts. Schwankend. Leckt die Wärme, nimmt Staub und Dreck auf, bis ich ihn loslassen kann. Im Badewasser, den Duschkopf, wo er leise weiter-

rauscht. Die Hand auf meinen Bauch. Die Fliesen über mir signalrot. Ich bin schwanger.

Vergangenen Sommer waren Erk und ich auf dieser Party. Bäume und Lampions vor einem fast zerfallenen Altbau. Innen die Neunziger. *Rhythm is a Dancer*. Tanzen wie auf einem Kindergeburtstag. Statt Cola gab es Cocktails. Ich hatte sie alle getrunken. Ihn in den Hof gezogen. Zum Knutschen wie Teenager. Und er fragte mich, ob man das eigentlich schmecke. Was, fragte ich an seiner Unterlippe hängend. Er habe – also. Er druckste so herum. Sodbrennen. Das Gefühl, sein Magen löse ihn auf. Und ich musste lachen. Wusste, wie verliebt ich war, als ich ihm sagte: Los, gib mir deine Magensäure. Lös mich mit dir auf. Und er hielt sich den Handrücken vor den Mund, um aufzustoßen. Ich verschlucke dich eher gleich, sagte er. Rückwärts gehend. Nein, torkelnd. Ideal, sagte ich. Verschluckt werden. In den Bauch. Das ist doch, was man eigentlich will. Nach der Geburt. Diesen Zustand wiederherstellen. Zurück an den Ort, den dir keiner streitig macht. An dem für alles gesorgt ist, an dem für dich geatmet wird, verdammt noch mal. Ich hielt mein Glas hoch. Predigend. Natürlich, sagte ich, können Frauen es dann am wenigsten, aufgenommen werden in einem anderen. Du – ich drückte ihm meinen Zeigefinger auf die Brust – bekommst wenigstens Sex. Also diesen Kompromiss. Kannst in die Frau zurück. Zwar nur so ein kleines bisschen, mit einem winzigen Finger, bist nie ganz im Stande, verborgen zu werden. Aber immerhin.

Was soll das heißen? Nur mit einem winzigen Finger? Erk lachte, und ich boxte ihn. In den Bauch. Gib doch nicht solche Klischeeantworten, sagte ich. Wir Frauen sind für immer ausgeschieden. Können nur so ein biss-

chen knutschen, also im Mund eines anderen mit dessen Zunge streiten.

Um Gottes willen, sagte Erk. Stell dir das vor. Das ganze Leben mit meiner Mutter. Wir stolperten durch Monoblocs, hatten aber keine Angst bei diesem Stolpern gesehen zu werden. Denn der Alkohol hatte uns aufgelöst. Keine abgehackten Gesten mehr. In allem verflüssigt sahen wir uns in die glänzenden Augen. Wasser nimmt euch doch auf, sagte Erk. Ihr könnt schwimmen. Tauchen. Ist das nichts? Ja, baden, sagte ich. Baden ist Aufgehobensein. Und war trotz allen Alkohols verwundert, wie ehrlich ich zu ihm war. Von Anfang an gewesen war. Und wie er mich verstand. Nichts war zu weit hergeholt. Wir umarmten uns. Und ein Taxi holte ihn ab. Fuhr ihn in diese WG, als wären wir Studenten. Ich winkte unter Lampions, als gäbe es einen Abschied und keine Handys, die uns wie eine Nabelschnur verbanden. Tags. Nachts. Und Wochen später gingen wir schwimmen. In einem Freizeitbad. So stand das im Internet. Freizeitbad. Es musste also auch Schwimmbäder geben, die man besuchte, um zu arbeiten. Mit seinem Körper. Gegen das Wasser. Hier aber konnte man in Bademänteln sitzen, am Rande eines Beckens. So tun, als wäre das gar kein Becken, sondern ein See. Für Menschen, die Angst haben vor Seen. Insekten. Gras. Sonne. Wir saßen auf weißen Liegen und lasen ein Buch, das ich noch in meiner Tasche hatte. Ich las schneller als er, während wir Orangensaft tranken. Aus jämmerlich kleinen Flaschen mit dünnen Strohhalmen. Und es war schön. Obwohl ich das nicht erwartet hatte. Denn in diesen Bädern sitzt man nicht allein am Becken. Man sitzt da mit all diesen Menschen, die man sonst nur in Büros sitzen sieht. Und

auf einmal sieht man sie verletzlich. In Flip-Flops auf feuchten Fliesen. In Elasthan, in das sie ihre schambehafteten Körper zwangen, um so zu tun, als gäbe es diese Scham nicht. Hier nicht. Nicht am umkachelten See. Plötzlich standen alle zu dem, was sie sonst zu kaschieren versuchten. Mehr noch, sie zeigten sogar stolz, wie sie zu alldem gekommen waren, wenn sie in Badebekleidung auf Hockern Platz nahmen, um Milchshakes zu trinken und Burger zu essen, von denen ihnen kleine gekochte Gurkenscheiben auf die nackten Beine fielen. Ketchup auf weißem Oberschenkel. Ketchup nah einem langen einsamen Haar. Kein Mensch hält seinen Körper aus. So ist es doch. Er ist zu unordentlich. Der Mensch sehnt sich nach einem dinglichen Aussehen mit klaren Formen. Er will so aussehen wie die Dinge, die er schafft, nicht wie er geschaffen ist. Ich will so nicht denken, das sagte ich ihm. Im Dunkeln. Wir waren getaucht. Unter Plastikplanen hindurch. Tauchten in einem runden Becken auf, in dem das Licht nur müde aus der Tiefe schien. Aber nicht von oben, nicht auf uns herab. Oben war nur Schwarz. Ruhe. Ich will so nicht denken, sagte ich. Ich will das Leben mögen, wie es ist.

Haare und Gurkenscheiben.

Ketchup und Insekten.

Wir schlugen uns mit Schwimnudeln. Lachten ohne Ton. Ließen uns auf unseren Rücken treiben, bis wir mit anderen Paaren kollidierten, die sich ebenfalls auf ihren Rücken treiben ließen. In der Dunkelheit, in der sie sich allein wähten. Die sie gesucht hatten, weil sie allem anderen entfliehen wollten. Sich selbst. Dem Alltag.

Stefanie.

Damals rief sie jeden Tag an. Die Architektin, mit der

er in einem Dachgeschoss gewohnt hatte. In einer Wohnung, die Stefanie mit einer Alarmanlage geschützt hatte. Und trotzdem war ihre Beziehung zerbrochen. Wie eines ihrer Drahtbügelgläser, in denen sie Linsen und Reis aufbewahrte. Ihre Kleidung hing bedeckt von den Plastikfolien der Reinigung. Jeden Morgen machte sie Sport und am Abend Überstunden im Büro. Am Wochenende zeichnete sie Straßenkarten ab. Block um Block. Chemnitz. Rostock. Stralsund. Saß in ihrem ergonomischen Stuhl und verließ immer seltner die Wohnung, um etwas anderes zu tun, als zu arbeiten. Freitagabend? Lese sie immer ihre Magazine, Zeitschriften, das wisse er doch. Sie verabredete sich mit Dingen, die ihre Zuverlässigkeit nicht erwarteten. Und er ging. Abend um Abend. Als er sagte, er wolle ganz gehen, saß sie am nächsten Tag nicht mehr auf ihrem Stuhl, da lag sie im Bett. Sie habe Angst, jemand ziehe ihr den Stecker. Bald nur noch Schnee. Sie habe Herzrasen. Sie schwitze. Er solle aufpassen. Auf sie. Ihr immer sagen, wo er gerade war. Am besten schon zu Hause, wenn sie heimkam. Dass er sie trinken und das Bad putzen sah. Immer mittwochs. Donnerstags wischte er den Boden. An einem Samstag traf er eine andere. Er erzählte es ihr, und sie schlug ihn. Ins Gesicht. Links, rechts. Immer wieder. Was glaubst du, wer du bist? Was bildest du dir ein, schrie sie, die Wohnungstür fiel ins Schloss, und sie verschwand. Er ließ die Heizung an, aber machte das Fenster auf. Sah zu, wie sich nasser Stadtschnee auf die Fensterbank legte. Er sagte, er sei noch nie so traurig und so erleichtert gewesen. Am nächsten Abend fand er sie im Bett. Unter der gemeinsamen Gravity-Decke. Die Eltern hätten ihr die alten Vorwürfe gemacht. Ihr jüngerer Bruder sei schon lange verheiratet.

Wenn sie so weitermache, würde sie alleine sterben. Ob sie das wolle? Er das wolle? Geh nicht, sagte sie, und Erk ging. In Zeitlupe. Zog das Pflaster so langsam ab, wie er konnte. Pustete. Wohnte in zwei Wohnungen zugleich. Salbte. Ließ Hemd um Hemd aus dem gemeinsamen Schrank verschwinden. Sang *Heile, heile Gänsje*. Zog den Klebstoff des Pflasters bis zu den Tresen der Stadt. Starrte in Bierlachen aus Schuld, und ich wischte sie weg. So lernten wir uns kennen. Mit einem Ruck zog ich ihn von den Tresen in den Tag. Ohne Decke auf eine Wiese. Da saßen wir, als sie anrief, um minutenlang nichts zu sagen.

Erk hielt den Hörer, wartete.

Sie reißen die Straße auf, in der du gewohnt hast, sagte sie und legte dann auf.

Meinst du, ich kann das schaffen, fragte ich ihn, all das, was ich denke, fühle, all das, was ich aber nicht denken und fühlen will – diese Lebensfeindlichkeit –, ob ich die loslassen kann? Glaubst du das? Wir schwammen im Dunkeln, als er an dem Träger meines Badeanzugs zog, um mich zu sich zu drehen. Ich habe ihr gestern gesagt, dass ich jetzt umziehe. Also zu dir ziehe.

Das Wasser stand mir bis zum Bauch, ich schaute ihn nicht an.

Was hat sie gesagt, fragte ich. Und er guckte so. Suchte im Dunkeln meinen Blick. Wenn ich mit dir eine Familie gründen würde, sagte er, dann würde sie sich umbringen.

Meine Haare sind noch nass, als ich in das Schlafzimmer gehe, in dem er liegt. Auf der Decke. Die Füße über Kreuz, das Gesicht erleuchtet. Er schaut auf. Ich trage sein T-Shirt. T-Shirts für Frauen, meine T-Shirts, halte ich nachts nicht aus. Keine Frau hält nachts ihre T-Shirts

aus. Zu eng, zu klein. Er scrollt über den Bildschirm, mit Augen und Fingern, als wäre es irgendein Tag. Als hätte sich nicht mit einem Mal alles geändert. Er weiß es nicht. Noch nicht. Ich kann nicht fassen, dass jetzt dieser Moment ist. Für ihn. Uns. Wie groß die Dinge immer scheinen, wenn sie weit weg sind. Wie klein sie sind, wenn sie passieren.

Erinnerst du dich noch, sage ich. Letztes Jahr.

Das Licht über seinem Gesicht geht aus.

Als wir zu Hause waren?

Zu Hause ist eine namenlose Stadt. Eine, die wir beide nie mochten, also nach der Schule sofort verließen, die uns in der Ferne aber doch so verbunden hatte, dass wir sie sofort besuchen mussten. Gemeinsam fuhren wir zurück an den Ort, an dem unser erstes, unser längstes Leben stattgefunden hatte. Ziellos liefen wir durch leere Parks. Setzten uns in die besprayte Stahlskulptur. Ein Oktaeder auf Beton, in dem unsere Stimmen hallten und die Füße krachten, während uns der Sand unter unseren Küssen aus den Sohlen rieselte.

Wir schliefen in einer Ferienwohnung in der Innenstadt. Weiße, abwaschbare Kunstledergarnitur. Hinter den Fenstern Geschäfte und Leerstand. Rabatt und Ausverkauf. Dazwischen Asphalt und Bänke. Neben Bäumen in kleinen, runden Beeten. Bodennah stahlumzäunt. Apotheke, Optiker und Kaufhof. Morgens waren wir zu dem Bäcker gegangen mit den verspiegelten Wänden. Korrosion und lokale Tageszeitungen. Eine sozialdemokratisch, eine christdemokratisch. Stühle mit an der Lehne angebundnen Sitzkissen. Tische mit Marmorfuß. Unverrückbar. Und doch ist sie da. Die Erinnerung an gequetschte Kinderzehen in bunten Ledersandalen. Papier gesäumt mit

Spitze auf Kaffeeuntertassen. Sahneabdeckpapier ist, was wir meinen, wenn wir deutsch sagen. Wir aßen Gebäck mit Gäbelchen. Und gaben Kondensmilch in den Kaffee. Stießen kleinste Zinken in gelierte Erdbeeren, wie zwei Tanten zwischen Farnen. Ich sagte, weißt du noch, als Niemeyer das Hallenbad gekauft hat? Der Niedergang des Konkurrenzbäckers. Damit hat er sich übernommen. Das haben alle gesagt. Alle, die keine Bäckereifilialen hatten. Alle, die wussten, wie man kein Risiko eingeht. Die, die sich nur trafen, um über die anderen zu reden. Über die Großen. Unternehmer. Unterhalter. Die im Fernsehen. Hier waren nur die kleinen Tische. Die Mütter mit ihren Müttern und Kindern. Die älteren Herren und die Witwen in grauen Mänteln. Nicht auffallen. Dem Asphalt gleich werden. Dazu ein Teilchen. Bienenstich vom Blech. Damit man was erlebt. Im Mund. Während sich die Szenerie in den Spiegeln zehn Mal, zwanzig Mal wiederholte.

Ich bestellte noch ein Ei. Ich hatte es am Nachbarstisch gesehen. Hart und kalt waren sie hier, und das machte mich melancholisch. Jedes Osterei hatte mich an die Frühstückseier dieser Bäckerei erinnert. Und an den Schirm, den meine Mutter draußen vor der Bäckerei eilig öffnete und schloss, um die Regentropfen aus ihm herauszuschlagen, die als feiner Nieselregen auf mein Gesicht niedergingen, bevor sich die Glastür zum Café von selbst öffnete.

Ich hatte die sozialdemokratische Zeitung neben meinen Erdbeerkuchen gelegt, und die Bedienung war entsetzt. Dazu wollen Sie jetzt ein Ei? Sie zog die Augenbrauen hoch, aber ich blieb standhaft. Und sie notierte sich das Ei. Kopfschüttelnd. Ich werd nicht mehr, sagte sie. Ein